

# Rollo Gebhard

Komplett neu  
überarbeitet

mit Segelroute  
und nautischem  
Lexikon

# Leinen los.

**WIR SEGELN UM DIE WELT.**

**millemari.**  
BIBLIOTHEK DER EXTREME BAND 2

reichlich Abstand halten, mindestens 200 Seemeilen. Wenn sich nur die Sonne endlich zeigen würde, damit ich mit dem Sextanten eine genaue Position bestimmen kann.

Das Boot hält sich noch immer selbst auf Kurs, so können wir gemeinsam essen. Angelika hat Cornedbeef gefunden, dazu gibt es Knäckebrot und später wieder etwas Schokolade.

„Mehr kann ich nicht bieten, Kochen ist unmöglich. Hoffentlich schmeckt’s dir trotzdem.“

Und wie es schmeckt! Danach sind wir todmüde. Unsere geschundenen Körper brauchen dringend Ruhe.

Um meine Aufregung zu dämpfen, nehme ich eine Tablette Librium und schlafe die nächsten Stunden ohne Unterbrechung. Ich habe Großsegel und Fock so eingestellt, dass sich das Boot eine Zeitlang selbst steuern kann. Ich *muss* einfach schlafen.

Um 3 Uhr hat der Wind wieder kräftig zugenommen.

Ich wecke Angelika, die sich wieder am Boden in ihre Decken gerollt hat. „Wir müssen die Fock bergen und das Groß reffen, es fängt an zu wehen!“

Die Angst vor einem neuen Sturm fährt uns so in die Knochen, dass wir schweigend zum Ölzeug greifen und dann Meter um Meter auf dem schon hart überliegenden Boot herumkriechen. „Ich gehe nach vorn und hole das Segel runter. Wirf das Fall los, wenn ich den Arm hebe!“, schreie ich so laut ich kann, denn meine Stimme ist sonst für Angelika schon aus drei Meter Entfernung nicht mehr zu hören.

Bereits die erste Welle, in die das Vorschiff eintaucht, wäscht mir über den ganzen Körper. Ich versuche, die Verzweiflung ebenso wie das Salzwasser herunterzuschlucken, das mir übers Gesicht läuft. Dann hebe ich den Arm.

Stück um Stück zerre ich die 38 Quadratmeter Tuch herunter, während das nun nicht mehr windgefüllte Segel wild um sich schlägt. „Verdammt noch mal, ich hätte früher bergen müssen!“, fluche ich vor mich hin. Mit dem Librium war ich in eine Art Betäubung gefallen. Aber das Segel ist jetzt unten, wir verzurren es an der Reling und reffen das Groß zweimal.

Wir benötigen eine ganze Stunde für diese Aktion. Danach sitzen wir wieder in der Kajüte und warten. Warten auf das Nachlassen des Windes. Unser Schiff treibt mehr, als dass es segelt, hält aber seinen Bug gegen den anstürmenden Westwind.

Am folgenden Nachmittag verwandelt sich das Heulen in der Takelage zunächst in ein leises Singen und verstummt schließlich ganz.

Flaute.

„Meinst du, wir sollten wieder motoren?“, fragt Angelika zweifelnd.

„Ein paar Stunden will ich noch warten“, überlege ich laut. „Wir dürfen zwar nicht mehr viel Diesel verbrauchen, aber die ganze Nacht hier herumdümpeln – nein! Wenn kein Wind aufkommt, stellen wir die Maschine an. Dann fahren wir wenigstens ein kleines Stück in die richtige Richtung.“

Ab 22 Uhr stehen wir wieder abwechselnd am Ruder und steuern nach Westen. Um 4 Uhr verkünde ich: „Motor aus: schlafen!“

Der neue Tag bringt uns zum ersten Mal seit Island freundliches Wetter. Wir können segeln.

Ich nutze das zeitweise Erscheinen der Sonne und gehe mit dem Sextanten an Deck. Eine Standlinie ist das Ergebnis. Keine genaue Position, denn dazu hätte ich zwei Linien gebraucht. Aber ich habe jetzt wenigstens eine Ahnung, wo wir uns wirklich befinden.

Ich habe mich um 100 Meilen verschätzt! Vielleicht ist auch die Strömung schuld.

„Es hat keinen Zweck, darum herumzureden“, beginne ich, Angelika die bittere Pille zu verabreichen. „Wir sind nicht wie gehofft 800, sondern noch immer 900 Meilen von unserem Ziel entfernt.“

„900 Meilen von welchem Ziel?“, fragt sie vorsichtig.

„Von St. John's.“

„Bist du sicher?“

„Leider ja“, antworte ich leise. „Strömung oder Wind haben uns abgetrieben.“

Vielleicht wäre es besser gewesen, ihr nicht die Wahrheit zu sagen. Aber nun ist es raus und die Folge ist ein neuer Schock für Angelika.

Sie hat sich innerlich auf die von mir nach der Kenterung angegebene Entfernung von 900 Seemeilen eingestellt, hat jede gesegelte oder motorte Meile abgezogen. Und nun bricht mit einem Schlag das Hoffungsgebäude, das sie sich errichtet hat, zusammen.

Von nun an vertraute sie mir nie wieder ganz, wenn es um die Position des Bootes ging oder um die Möglichkeit, einen Hafen zu erreichen. Messungen mit dem Sextanten und die nachfolgenden Berechnungen schienen für sie keine feste Größe mehr zu sein. Meine Erklärungen über Strömung und Wind trugen zu ihrer Verunsicherung nur noch mehr bei.

Um nicht eine neue Enttäuschung zu erleben, stellte sie sich vielmehr darauf ein, dass wir noch einen Monat, vielleicht bis zu ihrem Geburtstag am 12. September, irgendwo auf diesem unendlichen, grausamen Meer herumirren mussten.

Der Wind hat Stärke 6 erreicht, kommt aus Westen und ich lasse *Solveig* unter voller Besegelung mit 8 Knoten nach Süden jagen. Weiter, nur weiter! Für jede Meile sind wir dankbar.

Am 11. August dreht der Wind auf Südsüdwest, wir machen eine Wende und segeln nun mit Höchstgeschwindigkeit nach Westen!

„Sieh' doch mal nach dem Barographen“, mahnt Angelika besorgt.

Die Kurve fällt steil nach unten: „senkrecht abwärts“, schreibe ich an diesem Tag ins Logbuch. Ein neues Tief ist im Anmarsch!

Um 16 Uhr muss ich unsere tolle Fahrt abbrechen. Wind und Seegang sind so stark geworden, dass wir eilig die Fock bergen und das Groß zweimal reffen.

Im Lauf der Nacht ändert sich das Wetter. Zunächst gibt es eine Beruhigung, dann plötzlich neuen Wind aus Nordost. Ich will sofort die günstige Brise ausnutzen.

„Die Segel müssen wieder rauf!“, rufe ich aufgeregt, und wir machen uns daran, die schweren Tücher von ihren Bändseln zu befreien und die Fallen am Kopf der Segel einzuschäkeln.

Bei Nacht, mit steif gefrorenen Fingern, von Brechern durchnässt, quälen wir uns an Deck herum. Darf ich Angelika so viel zumuten? Doch es geht darum, möglichst wenig kostbare Zeit zu verlieren.

„Bist du bereit an der Wansch?“

„Ja“, höre ich ihre zarte Stimme durch den Wind.

„Dann los!“

Ruckweise, Stück für Stück, steigt das weiße Segel am Mast in die Höhe, knallt im scharfen Wind, flattert hin und her, lässt das ganze Boot erzittern.

Die gleiche Anstrengung mit der Fock, dann bringe ich das Boot auf Kurs und plötzlich wird die unheimliche Kraft des Windes spürbar. Mit einem gewaltigen Ruck legt sich das Schiff auf die Seite, nimmt Fahrt auf und prescht mit schäumender Bugwelle durch die See.

„Sind wir nicht zu schnell?“ In Angelikas Stimme liegt Angst.

„Vielleicht ist bei diesem Wind ohne Reff die Grenze erreicht, aber wir müssen weiter, heraus aus diesem Gebiet mit einem Sturm nach dem anderen“, erwidere ich. „Die Geschwindigkeit ist toll. Sieh’ doch mal nach!“

„9 Knoten! Wir machen 8 bis 9 Knoten!“, schreit Angelika nach einem Blick aufs Log.

„Die brauchen wir auch. Ich segle weiter, solange es geht!“, rufe ich zurück.

Der Wind zerrt an meiner Mütze, greift nach der Jacke, schmerzt im Gesicht.

Ich habe zwar an bittere Kälte gedacht, als ich uns in Norwegen Wollkleidung und Mützen für das Eismeer besorgt habe. Aber ich habe nicht mit Kälte von so unbarmherziger, bössartiger Schärfe gerechnet, wie wir ihr jetzt ausgesetzt sind.

Wind von Stärke 6 erzeugt bei einer Temperatur von plus 10 Grad im ungeschützten Gesicht eine Wirkung, die der von minus 30 Grad bei Windstille entspricht. Dazu verliert nasse Haut durch stärkere Verdunstung viel schneller an Wärme als trockene Haut. Man nennt das Windchill.

Vor allem aber hatte ich mich darauf verlassen, dass wir bei starkem Wind nie längere Zeit am Ruder stehen würden. Dafür sollte die automatische Steuerung sorgen. Und die ist jetzt ausgefallen, genauso wie alle anderen technischen Einrichtungen, die ich für die Ozeanüberquerung auf nördlichen Breiten angeschafft hatte: eine besonders leistungsfähige Warmluftheizung, ein Satelliten-Navigationsgerät, das mir die Standortbestimmung unabhängig von Wetter oder Tageszeit ermöglichen sollte, sowie ein kleines Deckshaus mit Windschutzscheibe und Persenning.

Diese und ähnliche Gedanken plagten mein Gewissen, während meine Hände das Steuerrad umklammern.

Meile um Meile erkämpft sich *Solveig* den Weg nach Westen, als wüsste sie, dass es jetzt gilt, dieses kalte Meer so schnell wie möglich zu verlassen.

Angelika steht wieder neben mir am Ruder. Jeder fühlt die Nähe des anderen, wir sprechen nicht über die gemeinsame Angst vor einem neuen Sturm.

„Wie sieht es in der Kajüte aus?“, frage ich besorgt.

„Durch die Lüfter kommt immer wieder Wasser herein, die sind einfach nicht dicht.“

„Ist es viel?“

„Die Polster sind überall nass. Und der Boden schwimmt“, erwidert sie.

Die Windhutzen sind bei der Kenterung abgerissen. Zwar lassen sich die Luftschächte von innen verschrauben, aber nicht völlig dicht. Die Dichtungen halten solchen Wassermengen nicht stand, die über Deck strömen, wenn das Vorschiff eine See übernimmt.

„Ein Sportboot und seine Ausrüstung ist eben für Urlaubsfahrten konstruiert“, versuche ich Angelika zu erklären. „Was wir hier dem Material zumuten, übersteigt wahrscheinlich

die Vorstellungskraft jedes Bootsbauers.“

Sie nickt müde und verschwindet nach unten. Das Salzwasser in der Kajüte bereitet mir Sorgen, weiß ich doch aus Erfahrung, welchen unberechenbaren Schaden es anrichten kann. Auf seinem Weg in die Bilge wird es durch die Polster der Kojen tropfen, in das Holz eindringen, Konservendosen und Lebensmittel anfeuchten und schließlich die ganze Luft mit salziger Nässe erfüllen. Durch die extremen Rollbewegungen des Bootes gelangt das Wasser in alle Ecken, sogar an Stellen, wo man es nicht für möglich hält. Es dringt in Beutel und Schachteln ein und zerstört dort im Lauf der Zeit auch meine gut geschützten Objekte, das Filmmaterial oder wichtige Ersatzteile.

Gegen 23 Uhr wird der Wind zu stark, er drückt *Solveig* tief aufs Wasser.

Ich schlage mit der Faust gegen das Luk, schreie Angelikas Namen. Gleich darauf erscheint ihr erschrecktes Gesicht. „Was ist los?“

„Wir müssen die Segel bergen, sofort, ich kann das Boot nicht mehr halten!“

Obwohl ich versuche, mir die Beunruhigung nicht anmerken zu lassen, klingen meine Worte wie ein Schrei.

„Ich muss mein Ölzeug anziehen!“ Damit verschwindet Angelika wieder.

Das Boot wird vom Winddruck hart in die Wellen gestoßen, das Steuer droht meiner Hand zu entgleiten.

Angelika klettert an Deck, ich halte das Ruder noch einen Augenblick, bringe den Bug dann in den Wind.

Nach einer halben Stunde Arbeit sind die Segel so fest verzurrt, dass sie auch ein schwerer Brecher nicht losreißen kann.

„Ich hätte sie früher bergen sollen“, keuche ich, „aber ich wollte so lange wie möglich den Nordostwind ausnutzen.“

Wir sind grenzenlos müde und von Wind und Nässe gezeichnet. Wir frieren. Die wenigen Schritte an Deck machen uns Mühe. Langsam und vorsichtig, als ob wir durch eine Felswand klettern, setzen wir einen Fuß vor den anderen. Die schäumende See bedeutet so sicher den Tod wie ein Abgrund. Wir sind froh, dass die improvisierte Selbststeuerung funktioniert und stolpern in die Kajüte.

In der Kajüte wärmen wir uns die Hände über der Petroleumlampe.

„Es ist alles nass, ich muss die Bilge auspumpen.“ Ich betätige den Schalter, doch bald ist wieder der Filter verstopft.

„Glaubst du, dass wir wieder Sturm bekommen?“ Angelika sieht mich verstört an.

„Ich fürchte, ja. Der Wind nimmt ständig zu.“ Erst nach ein paar Minuten blickt sie wieder auf. „Dann sollten wir uns vorbereiten und alle Gegenstände verstauen oder befestigen, die fallen oder rutschen könnten.“

Meine Müdigkeit ist sofort verflogen, selbst die Rückenschmerzen spüre ich nicht mehr.

„Du hast recht, wir müssen uns vorbereiten. Ich werde den verstopften Filter reinigen, das Wasser muss über Bord.“

Unter halbwegs normalen Umständen hätte ich mich geweigert, in diesem wild rollenden Kasten irgendetwas anderes zu tun als mich festzuhalten. Alle zehn Sekunden liegen wir nach jeder Seite 30 Grad oder mehr über.

„Nimm mir bitte die Bretter ab“, bitte ich, „und leg sie irgendwohin, wo sie nicht fallen

können.“

Die Beine weit gespreizt, um Halt zu finden, hebe ich ein Bodenbrett nach dem anderen auf, ebenso das Schott zum Motorraum. Dann lege ich mich auf den Bauch, die Hände im kalten Bilgenwasser. Fluchend suche ich nach dem Ansaugschlauch der Pumpe. Mein Rücken tut unerträglich weh, die angebrochene Rippe schmerzt. „Ich möchte nur wissen, wo das viele Wasser wieder hergekommen ist. Das kann doch nicht alles durch die Lüfter gelaufen sein!“, stöhne ich. „Stell mal die Pumpe an.“

Angelika greift nach dem Schalter am Instrumentenbrett, aber statt des erhofften Gurgelns ertönt nur ein dumpfes Brummen. Die Pumpe ist völlig verstopft.

„Stell ab, schnell!“, rufe ich, denn der Motor sollte nicht heiß laufen. „Ich muss den Schlauch herausholen.“

Zusammen ziehen wir, bis das Sieb freiliegt. Dann kommt die Kleinarbeit: Filter abschrauben, reinigen, zusammenbauen. Ich krieche in den Motorraum, verrenke mir noch mal den Rücken, nehme den Feinfilter auseinander.

Draußen tobt der Sturm.

„Soll ich den Schraubenzieher halten?“ Angelika kniet jetzt vor dem Motorraum. „Bei dem Geschaukel rollt er sonst noch in die Bilge.“

„Ja, nimm mal. Ich kriege das Filterglas nicht wieder drauf. Bring mir bitte eine Zange“

Nach einer Stunde Hantieren mit Schraubenzieher, Deckel und Dichtungen arbeitet die Pumpe wieder.

Außerdem braucht der Herd eine sichere Befestigung, denn bei seinem Gewicht könnte er wie ein Geschoss durch die Kajüte fliegen. Die Bändsel sind zu schwach. Ich zurre einen kräftigen Tampen mehrmals um das Gestell und um einen Haltegriff, dann um ein paar Haken und Ösen. Es sieht scheußlich aus, aber es hält.

„Wie stark ist der Wind jetzt?“, will Angelika wissen. Sie ist in der Achterkajüte damit beschäftigt, den Außenbordmotor und die Alukoffer mit den wertvollen Kameras zu sichern. „Ich schätze 10 Windstärken, kann auch mehr sein.“ Der Windmesser ist ja bei der Kenterung beschädigt worden. „Komm her, wir sollten etwas essen.“

Wir hocken uns auf die Bank und stützen uns mit den Füßen ab, um nicht vom Sitz zu rutschen, während wir Knäckebrot und Erdnussbutter in den Mund schieben.

Keiner von uns spricht über Angst, aber uns quält die Vorstellung einer neuen Kenterung. Der Schock sitzt noch zu tief, als dass wir das Toben der See gelassen hinnehmen könnten. Angestrengt horchen wir auf verdächtige Geräusche.

Ein schwerer Brecher landet an Deck. Wasser rauscht ins Cockpit, platscht durch den Schacht des Lüfters nach unten. Angelika schreit auf: „Alles nass! Verdammt noch mal, alle meine trockenen Sachen sind schon wieder nass!“ Mit einem Lappen versuche ich sofort, das Wasser aufzufangen, das über die Polster läuft. Doch der Schwall hat voll getroffen und Angelikas Kleider und ihre Decken für die Nacht durchnässt.

Sie ist verzweifelt, denn trockene Kleidung zum Wechseln gibt es nicht mehr.

„Sieh mal nach der Petroleumlampe“, bitte ich sie. „Die ist ausgegangen.“

Ich zerlege alle zerlegbaren Teile, aber ohne Erfolg. Die Düse des Anzünders ist verstopft, wahrscheinlich korrodiert. Außerdem ist der Druckbehälter undicht.

„Mist! Müssen wir denn jetzt auch auf dieses bisschen Wärme verzichten?“